2.Teil

Dienstag, 7. April 2009

Im Führer las ich früh am Tag vom **Stift Nonnberg**, so alt, so rein, ein Frauenkloster, das schon lag um siebenhundert dort im Stein.

Vom Rupert einst als Hort gegründet, der Salzburgs Namen mit erschuf, wo Salztransport den Ort verbündet mit Fluss und Handel, Ruf um Ruf.

Die Kirche, einst romanisch schlicht, verbrannt im Jahr vierhundert drei, erhob sich neu im gotisch Licht und wurde wieder heil und frei.

Die Krypta birgt Erentrudis' Grab, der ersten Äbtissin, still und sacht, und Fresken, die man heilig gab, gemalt im zwölften Jahrhundertnacht.

Ein Schnitzaltar von Veit Stoß' Hand steht in der Kapelle dort bereit, und eine Treppe führt ins Land hinab zur Nonntaler Geleit.

Doch kaum begann der Morgen still, da drängte Nadia mich schon sehr: „Peter, abwaschen – wenn ich will! Peter, steh vor! Und geh nicht quer!"

Ich stand im Weg, sie wollt zur Dusch', ihr Ton war streng, ihr Schritt war schnell, ich bat um Ruhe, bat um Mus', doch sie blieb fordernd, laut und hell.

„Mach Fitnesstrainer! Ich geb dir tausend Euro, wenn du's wagst!" „Um elf beim Paul Blümel bist du hier, die Stiege machst du, wie du sagst."

„Danach zum Friseur – keine Frage!" Ich rief: „Nur fünf Minuten Ruh'!" Doch weiter ging ihr Morgenplage, ihr „Peter, mach!" nahm nie ein Schuh.

Sie schminkte sich im kleinen Raum, sagte „So", ging dann zur Toilette, und rief beim Anziehn, kaum zu traun: „Wir treffen uns beim Blümel, Wette?"

Sie packte eine Bürste ein, „Die Terrasse müssen wir heut' machen, die Wäsche holen wir auch rein, ich fahr mit Bus sechs – keine Sachen!"

Schon halb sechs war ich aufgestand'n, ging in die Bibliothek hinein, und nahm ein Büchlein in die Hand, das mir seit Jahren schien so fein:

Schopenhauer, Aphorismen, ein Geschenk einst an Nadia, ein Buch, das Weisheit will bestimmen, ein stiller Lehrer, immer da.

Damals nannte ich sie „Mauterl", ein Name weich wie Mäusefell, heut' sag ich „Quacki" – unser Scherz, ein Laut, der klingt vertraut und hell.

Sie hatte damals Kuscheltiere, die Mäuse, die sie gern besaß, und heute liegen neue hier, auf Bett und Kissen, weich im Gras.

Ein **Stoffaffe**, alt und treu geblieben, mit großen Augen, rund und klar, sein Mund ein Lächeln, weit geschrieben, sein Blick so freundlich, wunderbar.

Ein **strupp'ger Hase**, den ich gab, ein Hund, ein Schaf, das sie sich kaufte, das weiße Schaf, das neben ihr die Nacht verbringt, wenn sie verschnaufte.

Die Ohren rund, der Blick so mild, die Beine leicht im Knie geknickt, ein Wesen, das nach Wärme schillt, ein Tier, das Schutz im Herzen flickt.

Und dann das kleine **Eichhörnchen**, so groß wie nur ein Daumen ist, mit rotem Mascherl, Glockentönchen, ein Tier, das sie nie missen lässt.

Der Schwanz ist länger als der Leib, die Augen rund und gläsern klar, ein treuer, strupp'ger Reisebleib, ihr stiller Freund seit vielen Jahr'.

All diese Tiere, alt und neu, bewahren Zeit und Zärtlichkeit, sie liegen da, als wär's ihr Reu', doch sind sie Trost in Dunkelheit.

Schopenhauer, Sonne und ein Mittag im Neutor

Ich schlug das Schopenhauer-Buch noch einmal auf, die erste Seit', dort stand in meiner alten Schrift, die mir bis heute treu verbleibt:

„**Für mein Mauterl** – zweiundneunzig, im November, still und sacht." Ein Satz, so schlicht, so innig reizig, ein Gruß aus unsrer frühen Nacht.

Ich hatte damals, jung und streng, fast jede Seite unterstrichen, studierte jedes Wort so eng, als würd' es mir die Welt entrichten.

Aristoteles stand dort klar: „Das Glück gehört, die sich genügen." Und: „Der Vernünft'ge sucht sogar nicht Lust, doch Schmerzlosigkeit zu fügen."

Ein Reclam-Band, so dünn, so schlicht, mit Hübschers Vorwort, gelb und klein, doch trug es mir ein frühes Licht in meine Jugendjahre rein.

Ich schenkte es der Nadia einst, doch kam sie nie dazu zu lesen, sie liest jetzt Osho – wie sie meint – Tantra, das ihr gefällt im Wesen.

Draußen war herrlichstes Aprillicht, die Sträucher leuchteten wie Gold, viel prächtiger als gestern schlicht, ein Hochzeitsglanz, der warm sich rollt.

Sie schwankten leicht im Frühlingswind, im nächsten Augenblick dann still, als würd' die Welt ein Friedenkind, das nur im Schweigen leben will.

Die Tauben flogen kreuz und quer, die Vögel sangen hell und frei, und alles wirkte leicht und hehr, als wär' die Welt von Sorgen neu.

Schopenhauer schrieb so klar: Dass jeder Mensch in andrer Welt die gleiche Gegenwart erfahr', weil nur sein Inneres sie hält.

Das Objekt gleiche – doch das Ich, das Subjekt, bleibt ein andrer Raum, drum lebt ein jeder unterschiedlich in seinem eig'nen Lebens-Traum.

Wie Wasser, das aus Stoffen zwei doch untrennbar zusammenfließt, so ist die Welt, die uns entzwei, ein Bild, das unser Denken gießt.

Und heut' weiß selbst die Wissenschaft, wie sehr das Hirn die Welt erfindet, wie jede Farbe, Form und Kraft sich erst im Innern neu verbindet.

Ich legte das Büchlein schnell zur Seit', rasierte mich und duschte klar, das Wetter war von Helligkeit, ein Bergtag, wie er selten war.

Um elf war ich beim Blümel schon, die Nadia staunte, dass ich kam, ich putzte still die Terrasse, Ton für Ton, bis alles sauber nahm.

Ich kehrte Laub, wischte den Tisch, entfernte Taubendreck und Staub, die weißen Stühle glänzten frisch, der Tag war warm, der Himmel taub.

Dann gingen wir – zwei Stunden kaum – ins beste China-Restaurant, gleich beim Neutor, ein schöner Raum, wo alles still und würdig war.

Wir aßen viel, ich war erstaunt, wie groß mein Hunger plötzlich schien, und Fotos machten wir – vertraut, ich sah entspannt, fast heiter drin.

Seit ich vom Elmo-Kino fort, geht's mir wohl besser, fühl' mehr Kraft, ein neuer Elan, ein neuer Ort, ein Selbstbewusstsein, das erwacht.

Die Rechnung sah ich lieber nicht, doch Nadia sagte später leis': „Vierzig Euro für uns zwei" – im Licht erschien mir das schon viel zu heiß.

Nun ist es wichtig, dringend gar, dass ich als Yogalehrer bald einen neuen Job bekomm' – ganz klar, damit mein Leben nicht mehr halt.

Nadia bot mir wieder an, mir Geld zu borgen – tausend gar – für eine Trainer-Ausbildung dann, ein Schritt, der möglich, doch nicht klar.

Ich brachte sie zur Haltestell', beim Bristol, wo der Sechser hält, der Tag war warm, der Himmel hell, ein Frühlingsduft durchzog die Welt.

Ich las erneut im Schopenhauer, der Aphorismen still und klar: „Die objektive Welt hat Dauer nur durch das Schicksal – wunderbar.

Die subjektive Hälfte wir, die bleibt im Wesen unverändert, drum trägt das Leben stets in mir den gleichen Grundton, unentfremdet.“

So ist das Leben eines jeden ein Thema, das sich variiert, doch bleibt der Grundakkord im Reden derselbe, der uns stets regiert.

Aus seiner eignen Art heraus kann keiner je vollständig treten, wie jedes Tier im engen Haus der Grenzen, die Natur ihm beten.

So bleibt auch uns ein fester Kreis, den niemand sprengen kann im Kern, und selbst wenn man ein Tier beweist die größte Liebe – bleibt es fern.

Denn Wesen, Geist und Innenraum bestimmen, was ein Leben trägt, und Glück bleibt oft ein schmaler Traum, den nur die eigne Kraft bewegt.

Sind Geisteskräfte eng gesetzt, so hilft kein Reichtum, keine Gunst, kein äuß’res Glück, das man ihm schätzt, zu heben seine Lebenskunst.

Dann bleibt er bei dem halben Glück, dem tierisch-milden Alltagslauf, bei Sinnengenuß, bei kleinem Stück von Heiterkeit im Lebenslauf.

Ich unterstrich einst, jung und klar, den Satz, der mir so wichtig schien: „**Die höchsten, reichsten Freuden gar sind geistig – und aus Kraft verliehn.**“

Wie sehr wir uns als Junge täuschen, die Lust für größer halten noch, doch später lernt man, zu belauschen, *dass Geist das tiefste Leben koch’*.

So hängt das Glück, das uns erfüllt, viel mehr von unsrer Art und Weise, von dem, was uns im Innern gilt, als von Besitz und äußrer Reise.

Hunger ist Koch, so sagt man gern, und Schönheit sieht der Greis nicht mehr, doch Geist und Heiligkeit von fern erheben selbst das ärmste Heer.

Gesundheit überstrahlt die Güter, ein Bettler froh ist mehr als König...

Ein heitres, ruhiges Gemüt, ein klarer, tief erfassender Sinn, ein sanfter Wille, der nicht glüht in Gier – das trägt das Leben hin.

Das ist, was keiner nehmen kann, was uns in Einsamkeit begleitet, was uns gehört, seit Anbeginn, und durch die Jahre weiter schreitet.

Ein Geist, der reich an Bildern ist, hat selbst allein genug zu schauen, wo stumpfer Sinn, der vieles misst, in Langeweile muss versauen.

Ein guter Mensch bleibt selbst im Kleinen zufrieden, mild und ohne Neid, doch wer begehrt, wird selbst in Steinen von Reichtum nicht von Qual befreit.

Dem, der in sich ein Feuer trägt, ein außerordentliches Licht, sind äuß’re Freuden nur bewegt als Last, als Störung im Gesicht.

So sprach **Horaz**, so Sokrates, die beide wussten, was genügt: Dass Luxus nur ein leeres Netz, das selten wirklich Freude wiegt.

Für unser Glück ist, was wir sind, das Erste, Größte, Wesentlichste, weil’s uns durch alle Zeiten bind’t und uns kein Schicksal je entreißte.

Die Zeit nimmt Schönheit, Kraft und Glanz, doch nicht den Kern, den moralischen, der bleibt, trotz ihres harten Tanz’, der einzig unverwund’rlichen.

Drum ist von außen wenig Macht, viel weniger, als man oft meint, die Zeit allein, die still und sacht den Körper wie den Geist vereint.

Doch bleibt uns eines in der Hand: die eigne Art nicht zu verraten, den Weg zu wählen, Stand für Stand, der uns entspricht in allen Taten.

Die Ausbildung, die uns entspricht, die Arbeit, die uns wirklich trägt, die Lebensweise, die im Licht der eignen Seele weiter schlägt.

So zeigt sich klar, was Schopenhauer so streng und doch so wahr erkannt: Dass Geist und Gesundheit wahre Dauer, und Reichtum nur ein Nebelwand.

Denn viele jagen rastlos fort, wie Ameisen im Tageslauf, vermehren Reichtum Wort für Wort, doch Geist bleibt leer – und hört nicht auf.

Die höchsten Freuden, geistgeboren, sind ihnen fremd, sie bleiben stumm, ihr Leben, äußerlich erkoren, dreht sich im engen Kreise um.

Und ohne Bewegung, Tag für Tag, erstarrt der Körper, wird zur Last, denn Leben ist, wie Aristoteles sag’, Bewegung – die uns atmen lasst.

Das Herz schlägt unermüdlich fort, die Lunge pumpt wie Dampfmaschine, der Darm bewegt sich Ort für Ort, und Drüsen arbeiten wie Bienen.

Doch fehlt die äuß’re Regung dann, wie’s vielen Menschen heut’ geschieht, entsteht ein Missverhältnis, Bann, der Körper schreit – doch niemand sieht.

Denn innre Bewegung sucht im Außen ein Gleichgewicht, ein Gegenstück, und fehlt es, wird der Körper brausen und findet nicht mehr leicht zurück.

Schon staunenswert, wie Schopenhauer im Jahr **1851** schon sah, was heut’ die Ärzte, Jahr für Jahr, in Büchern predigen mit Power.

Er wusste, dass die **Bewegung** lebt, dass alles pulst, dass alles kreist, dass selbst das Herz, das unermüdlich schlägt, den Körper durch die Stunden reißt.

Wie sehr das Glück vom **Heitersein**, vom Gesundheitszustand abhängt, wie Schmerz die Seele macht so klein, wie Krankheit selbst den Geist bedrängt.

Nicht was die Dinge wirklich sind, doch was sie *für uns* innen scheinen, macht froh den Mann, macht froh das Kind – so lehrt Epiktet in seinen Reimen.

Neun Zehntel Glück – so sagt er klar – entstammen nur der **Körperkraft**, und ohne sie bleibt jedes Jahr ein müder Gang, ein schwerer Schaft.

Drum fragt man stets: „Wie geht es dir?" und wünscht einander Wohlbefinden, denn dieses ist – das zeigt sich hier – der Grundstein, den wir alle finden.

Und größte Torheit wär' es dann, die Gesundheit aufzuopfern bloß für Reichtum, Ruhm, für irgendein' Mann, für Lust, die flüchtig, klein und groß.

Ich las dies alles, still bewegt, und dachte: Wie erstaunlich klar er schon vor hundert Jahren legt, was heut' noch Wahrheit, ewig wahr.

Dann sah ich im Computerschach, dass einer namens **Andreas Lüttke** meint, er könne meine Studie – ach – widerlegen, die so tief erscheint.

Die zweite, die im *Glarean* stand, mit Schlüsselzug **1. Sc1!**, ein Dschungelzug im Endspiel-Land, den heut' kein Rechner fassen kann.

Dass nach **1.Sxf7** Remis sei – das kann man heut' noch nicht beweisen, zu groß der Variantenbrei, zu tief die Linien, die sich kreisen.

Drum lass ich's sein, verschwende nicht die Zeit an solche Kleinkriegsschritte, die Zukunft bringt das wahre Licht, wenn stärk're Engines ziehn in Mitte.

Fast neunzehn Uhr – ich habe frei, die Yogagruppe ruht bis später, erst am **21. April** dabei, so lese ich im Büchlein weiter.

Schopenhauer sieht schwarz und weiß, wenn's um Geselligkeit nur geht, die „Dummen" seien's – so sein Fleiß –, die in Gesellschaft stets verweht.

Und schlimmer noch – auf Seite Sieben und Dreißig steht ein Satz so roh, dass man ihn kaum ertragen kann, ein Satz, der schmerzt und macht nicht froh.

Er schreibt von „Negern" – voller Hohn, ein Bild, das heute klar verfehlt, ein Satz, der zeigt, wie selbst ein Thron des Geistes oft im Dunkel wählt.

Ich frag mich still: *War er Rassist?* Die Antwort liegt im Zeitgeflecht, doch klar ist, dass sein Denken ist nicht frei von Irrtum, nicht gerecht.

Doch manches trifft er wiederum mit scharfem Blick, mit klarem Sinn: Dass innre Leere, dumpf und stumm, die Menschen treibt zur Flucht dahin –

zu Luxus, Lärm, zu Zeitvertreib, zu Zerstreuung, die nichts nährt, zu Dingen, die den Geist vertreib'n, weil innen nichts als Leere zehrt.

Pascal sah dies schon lang zuvor, in seinen *Pensées*, tief und schwer, dass Flucht vor sich – ein altes Tor – den Menschen treibt im Kreis umher.

Und Schopenhauer sagt sodann: Der geistreich' Mensch sucht Schmerzlosigkeit, ein stilles Leben, frei vom Bann der lauten, rohen Menschlichkeit.

Nietzsche, der sonst so gern verkehrt, der sprach im *Zarathustra* auch von Einsamkeit, die ihn ernährt, obwohl er selbst nach Menschen braucht.

Und heut' die Forschung zeigt sogar, dass viele Genies – Newton, Freud, Mozart, Einstein – sonderbar in Asperger-Strukturen heut'.

Dass Ungleichgewicht im Gehirn den Drang zu Systematik nährt, dass manche deshalb tiefer spür'n, wo andres Denken sich verwehrt.

„Je mehr man an sich selber hat, desto weniger braucht man von außen", so sagt er – und in seiner Art kann dieser Satz die Seele saufen.

Doch wiederholt er oft und viel, als wollt' er seine Einsamkeit rechtfertigen – ein eig'nes Spiel, ein Kreis, der sich im Denken dreht.

Doch wahr bleibt auch: In Einsamkeit zeigt sich, was einer wirklich ist, der Tropf verzweifelt im Geleit, der Geistbegabte dichtet, frisst

die öde Welt mit Fantasie, belebt sie mit Gedankenflügen, wo andre stöhnen, finden nie ein Bild, das sie nach innen wiegen.

Doch Schopenhauer sieht nicht ein, wie schwer das Leben vieler ist, die abends müde, arm und klein vor Arbeit kaum noch lesen, frisst

die Müdigkeit die letzte Kraft, die Nadia oft im Alltag spürt, wenn sie nach Arbeit, schwer geschafft, im Bett beim Lesen sanft berührt

vom Schlaf, der sie hinüberzieht, weil Kraft und Zeit so knapp bemessen, weil Arbeit täglich niederzieht und Geist und Muße leicht vergessen.

Ein Grundeinkommen – wär es da –, könnt' vielen Menschen Flügel geben, die heute nur in Mühsal sah'n ein kleines Stück vom eignen Leben.

Denn Chancen sind nicht gleich verteilt, die Schule trennt schon früh die Wege, wer arm ist, bleibt oft eingeseilt, und Bildung wird zur schweren Plage.

Schopenhauer sah dies nicht ein, denn er war selbst privilegiert, drum blieb sein Blick oft viel zu klein, wo Armut ganze Welten ziert.

Doch einen Satz trifft er erneut: *„Die gewöhnlichen Leute sind nur drauf bedacht, die Zeit zu scheu'n, sie totzuschlagen – wie ein Kind."*

Denn wer kein inneres Feuer trägt, kein Talent, das ihn erfüllt, der sucht Zerstreuung, die bewegt, weil innen nichts die Leere stillt.